

1 Ausgangslage und Verortung der Fragestellungen

Die Zukunft denken erfordert Wissen und Imagination, einen Wechsel zwischen Ernsthaftigkeit und Spiel, Wissenschaft und Ironie. (Nowotny 2005: 16)

Innovation ist zu einem Leitbegriff moderner Gesellschaften geworden. Ungeachtet seiner beinahe schon penetranten Präsenz werden bei genauem Hinsehen rasch Unklarheiten und Verkürzungen bzw. eigentümliche Diskrepanzen zwischen Innovationsdiskurs und sachlicher Analyse deutlich. Auch in die Soziale Arbeit hat der Begriff Eingang gefunden und taucht in vielerlei Zusammenhängen auf – so ist beispielsweise von Innovationsfonds in grösseren Organisationen, von innovativen Projekten in Praxisinstitutionen oder von Innovationsmanagement als Thema der Aus- und Weiterbildung die Rede. Die Suche nach theoretischen oder empirischen Arbeiten zum Thema führt hingegen zu einem eher dürftigen Ergebnis. Die vorliegende Dissertation nimmt dies zum Anlass, um aus der Perspektive der Sozialen Arbeit zu thematisieren, was mit Innovation konkret gemeint ist, und wie es um deren Realisierung steht. Das Ziel besteht darin, Klärungen zum Innovationskonzept für die Soziale Arbeit vorzunehmen und zu prüfen, welche Implikationen seine Verwendung hat. Dazu wird eine theoretische mit einer empirischen Herangehensweise kombiniert.

Das Thema Innovation ist unweigerlich verbunden mit einem allgemeinen Verständnis von Neuheit. Obwohl nicht alles Neue auch Innovation bedeutet, und Neuheit nur ein Merkmal von Innovation unter anderen ist, steht zu Beginn der Auseinandersetzung die Frage nach der gesellschaftlichen Bedeutung des Neuen. Das Neue wurde nicht seit jeher dem Althergebrachten, Traditionellen und Bewährten vorgezogen. Die dezidierte Hinwendung zum Neuen ist vielmehr ein Phänomen jüngerer

Zeit. „Wenn das Reden über Innovationen eine sozialstrukturelle Verankerung hat, dann in der Erfahrung der Moderne als sich selbst erschaffender und selbstdeutender Prozess.“ (Bechmann/Grunwald 1998: 6) Um zu verstehen, weshalb Innovation ganz allgemein und auch für die Soziale Arbeit relevant wird, ist der Blick auf gesellschaftliche Entwicklungen zu richten, die als ‚reflexive Modernisierung‘ oder auch unter dem Schlagwort ‚Wissensgesellschaft‘ gefasst werden.

Die Einleitung widmet sich in einem ersten Teil denn auch der gesellschaftstheoretischen Verortung des Innovationsdiskurses (Kapitel 1.1), um anschliessend auf die Ausgangslage einzugehen, die sich daraus für die Soziale Arbeit ergibt (Kapitel 1.2). Nach einer kurzen Einführung in Theorien zur Entstehung des Neuen (Kapitel 1.3) werden Fragestellungen und Ziele der Arbeit (Kapitel 1.4) sowie das gewählte Vorgehen (Kapitel 1.5) dargelegt.

1.1 Die veränderte gesellschaftliche Bedeutung von Wissen

Die Merkmale und Auswirkungen des gesellschaftlichen Wandels von der Moderne zur Postmoderne sowie seine spezifischen Ausprägungen in den sogenannten Industriestaaten wurden bereits vielfach beschrieben und analysiert (vgl. beispielsweise Baumann 1995; Beck 2001; Sennett 1998; Stehr 1994). In der gebotenen Kürze soll hier auf diese Konstellationen und auf ihren Bezug zu Innovation, zu Wissen sowie zur Sozialen Arbeit eingegangen werden.

Gesellschaften gliedern sich in eine Vielzahl von unterschiedlichen Domänen. Diese Differenzierung hat in den letzten Jahrzehnten exponentiell zugenommen und zu hoch spezialisierten Sphären und entsprechenden Wissensbeständen geführt. Spezialisiertes Wissen indes bedeutet sowohl bei der Lösung von Problemen wie auch bei der Beschreibung der in immer feinerer Auflösung erfassbaren Folgeprobleme eine Komplexitätserhöhung. Die Institutionen der modernen Gesellschaft und insbesondere die Wissenschaften geraten als treibende Kräfte dieser Modernisierung unter Druck und in Legitimationsschwierigkeiten (Sommer-

feld 2005: 12), denn es fragt sich, ob sie in der Lage sind, die anstehenden Probleme kompetent anzugehen und entscheidend zu ihrer Lösung beizutragen. Die Debatte zu diesem Thema hat die Grenzen der Wissenschaften und Professionen längst überschritten und ist zu einer öffentlichen geworden.

Der hier beschriebene gesellschaftliche Wandel wurde zusammenfassend als reflexive Modernisierung bezeichnet (Beck/Giddens/Lash 2003) und ist durch Unsicherheiten und Risiken, durch die Freisetzung des Individuums bzw. die Individualisierung, durch Liberalismus und Globalisierung gekennzeichnet. Mögliche Risiken – so Willke – nehmen zu, weil das dem Wissen korrespondierende Nichtwissen sich nicht mehr auf „abgegrenzte Parzellen überschaubarer Ignoranz beschränkt, sondern sich zu einem systemischen Nichtwissen ausbreitet“ (Willke 2002: 35). Eindeutigen Lösungen und klaren Differenzierungen werden Gegenmodelle, mögliche Alternativen und insbesondere die Beschreibung vorstellbarer Nebenfolgen entgegengehalten (Briken 2006: 3). Neues Wissen hervorzubringen, erhält in diesem Kontext eine doppelte und in gewissem Sinne widersprüchliche Funktion: Einerseits besteht ein hoher Bedarf an wissensbasierten und wissensintensiven Lösungen für drängende Probleme, und andererseits bedürfen diese Lösungsvorschläge einer Legitimation – nicht zuletzt innerhalb des politischen Systems (Sommerfeld 2005: 16). Wissen hat auf diese Weise eine veränderte Bedeutung und einen ungleich grösseren Stellenwert als eigenständige Ressource erhalten (Willke 2002: 12); kostbar nicht aufgrund ihrer zunehmenden Knappheit, sondern im Gegenteil aufgrund ihrer weiter fortschreitenden Differenzierung und Spezialisierung, welche Bündelungen notwendig machen und Träger von Wissen zu Schlüsselfiguren werden lassen.

In einem alltäglichen Verständnis bedeutet Wissen ‚Kenntnis von etwas haben‘. Diese Kenntnis birgt die Fähigkeit zum Handeln und damit die Möglichkeit „etwas in Gang zu setzen“ (Stehr 1994: 208). Allerdings ist Wissen keine subjektive oder beliebig konstruierbare Vorstellung der Wirklichkeit, sondern stets der Erwartung ausgesetzt, aufgrund widersprechender Sachverhalte und Erkenntnisse revidiert zu werden. Die Vorstellungen des Menschen über die Wirklichkeit sind dadurch

nicht unverrückbar festzuschreiben, sondern als „lernbereite Deutungsschemata“ (Heidenreich 2003: 46) zu verstehen, die sinngebend wirken und praktisches Handeln gestaltend leiten. Wissen wird in sozialen Prozessen konstruiert, hervorgebracht, erworben und weitergegeben.

Die gesellschaftlichen Transformationen von der Industrie- zur Wissensgesellschaft, in der Wissen und Expertise zum entscheidenden Faktor für gesellschaftliche Problemlösung und Modernisierung geworden sind (Homfeldt/Schulze-Krüdener 2000: 9), bedeuten einen gleichermaßen folgenreichen Wandel der Formen von Wissensproduktion und Wissensverwendung. Drei wesentliche Diagnosen stehen dabei im Vordergrund: Wissensproduktion gestaltet sich erstens zunehmend über die Grenzen von Disziplinen und Praxisdomänen hinweg. Deswegen findet Wissenschafts- und Technologieentwicklung zweitens vielfach in Netzwerken und unter Mitwirkung unterschiedlichster individueller und institutioneller Akteure statt, von denen keiner per se eine dominierende Rolle beanspruchen kann. Drittens bedingt die Implementierung von Wissen vielfältige Prozesse der Transformation, der Übersetzung und des Lernens (Bender 2001: 9). In einem veränderten Verhältnis von Gesellschaft und Wissenschaft gestalten sich Kontexte der Wissenserzeugung also „offener für gesellschaftliche Anforderungen, reflexiver und in höherem Masse zu gesellschaftlicher Verantwortung (social accountability) bereit“ (ebd.: 13). Die enge Verzahnung von wissenschaftlichem Erkenntnisprozess und gesellschaftlicher Praxis gerät berechtigterweise auch zum Kritikpunkt: Wissenserzeugung soll nicht verkürzt unter einer Nutzenperspektive oder gar als Prozess der Wertschöpfung gedacht werden (Willke 2002: 67), denn die Fokussierung auf die Anwendung und Verwertbarkeit von Wissen beraubt die Wissenschaften ihrer kritischen Funktion und nimmt ihnen demnach ein Stück ihrer Autonomie. Wenn eine gesellschaftliche Auseinandersetzung mit Wissen und wissenschaftlicher Erkenntnis unter anderen Vorzeichen gelingen soll, ist dem von Nowotny vorgeschlagenen Agora-Modell zur Kontextualisierung von Wissen (“[...] the public space in which 'science meets the public', and in which the public 'speaks back' to science”, Nowotny 2000: 236), die Diskussion um Kriterien im Umgang mit Wissen voranzustellen. Denn

im Möglichkeitsraum von Wissenschaft und Entwicklung vermag neues Wissen „nicht zu sagen, wie die Dinge sein werden, noch wie sie sein sollen“ (Nowotny 2005: 62), ist aber gleichzeitig eine Quelle von Macht. Trotz des wissenschaftlichen Ethos, dass Wissen allen zugänglich sein soll, ist dieser Zugang faktisch nicht schrankenlos und unterliegt einer Logik gesellschaftlicher Strukturierung: Auch in der Wissensgesellschaft reproduzieren sich soziale Ungleichheiten (Gemperle/Streckeisen 2007).

Diese gesellschaftstheoretischen Eckpunkte umreißen, in welchem Kontext heute Innovation thematisiert wird. Der Begriff und das Konzept der Innovation sind im wissenschaftlichen und politischen Diskurs von Gesellschaften zu verorten, in denen die Grenzen zwischen der wissenschaftlichen Erkenntnissuche und der nutzenorientierten Anwendung von Wissen als zunehmend permeabel gelten. Gemeinhin wird Innovation als Nutzung von Wissen verstanden oder Wissen umgekehrt als „Substanz von Innovation“ (Voss 2003: 16). Als Produktivkraft soll Wissen nutzbar gemacht werden können, und dazu bietet Innovation eine Form und eine Metapher. Deren Lesarten jedoch könnten kaum unterschiedlicher sein: Ist Innovation eine Möglichkeit, den turbulenten Umweltanforderungen und der wachsenden Bedeutung von Wissen sachlich Rechnung zu tragen? Ist sie eine Formel menschlicher Selbstvergewisserung in unsicheren Zeiten? Gründet Innovation weniger in Unzulänglichkeiten und Schwachstellen des Bisherigen als vielmehr in einem (ökonomischen) Ansinnen, den Prozess des Veraltens (und damit den Konsum) in Gang zu halten (Braun-Thürmann 2004: 7)? Oder ist Innovation ganz einfach Ausdruck von Kreativität und dem menschlichen Bedürfnis, die Welt zu gestalten? Weiter wird die Frage bedeutsam, welches Wissen innovationsrelevant ist: Ist Kocyba (2000: 35) beizupflichten, wenn er für Innovation neben wissenschaftlichem Wissen auch Erfahrungswissen, Routinen, Kreativität, implizites Wissen (*tacit knowledge*) und Spielarten sozialer Kompetenz für wichtig hält?

1.2 Soziale Arbeit und gesellschaftlicher Wandel

Theorien der Sozialen Arbeit erörtern unter anderem auch die historischen Voraussetzungen und Bedingungen zur Entstehung der Disziplin und beleuchten die Zusammenhänge zwischen gesellschaftspolitischen Fragen und professionellen Diskursen. In Analysen und Bearbeitungsformen sozialer Problemlagen nimmt die Soziale Arbeit eine intermediäre Funktion im Schnitt- und Spannungsfeld von Individuum und Gesellschaft ein (Füssenhäuser/Thiersch 2001: 1882f). Thema sind ferner – und ganz aktuell wieder vermehrt – die Möglichkeiten und Aufgaben der Sozialen Arbeit in einem sozialstaatlichen Kontext und unter bestimmten sozial- und gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen.

Die Etablierung der Sozialen Arbeit als Wissenschaft und Profession ist und kann über zwei unterschiedliche Pfade geschehen: Über die Bestimmung ihres genuinen Gegenstandes (z.B. soziale Probleme, gesellschaftliche Integration, Gestaltung des Sozialen) oder über die Definition der spezifischen Perspektive, unter der menschliches Handeln betrachtet wird. Sofern Soziale Arbeit als Wissenschaft konzipiert wird, deren theoretischen und wissenschaftlichen Auseinandersetzungen eine professionelle Praxis zugeordnet ist, werden Aspekte der Wissensproduktion und der Wissensverwendung besonders relevant. Deren Wandel betrifft die Soziale Arbeit dann in doppelter Hinsicht: Als Disziplin, die sich mit dem Verhältnis von Individuum und Gesellschaft befasst, sieht sie sich einem veränderten Objekt gegenüber und hat in der Folge auch ihre Analysen zu aktualisieren. Als Profession steht die Soziale Arbeit überdies nicht nur für die Beschreibung und Analyse ihres Gegenstandes, sondern auch für die Entwicklung, Diskussion, Umsetzung und Verbesserung ihrer Herangehensweisen an soziale Probleme und erschwerte Lebenslagen. In diesem Sinn hat sie sich mit Modi des Wissenstransfers zu befassen. Es ist deshalb mit Blick auf die Weiterentwicklung der Disziplin durchaus naheliegend und angemessen für die Soziale Arbeit, von Innovation zu sprechen und darin ein chancenreiches Konzept zu vermuten, um dem Wissensbezug Nachdruck zu verleihen: „For those who have a professional and a scientific view of social work, the knowledge society and the

added value to applied knowledge represents a tremendous opportunity (...) Why should we not try to make use of this conditions in our own way, in a way that follows the goals of emancipation, of striving for better living conditions for our clients and our society?" (Sommerfeld 2005: 22f) Sofern also der Begriff der Innovation aufgrund der damit verbundenen gesellschaftlichen Semantik nicht grundlegend kritisiert und folglich abgelehnt wird, geht seine Verwendung für die Soziale Arbeit mit der Notwendigkeit einher, ihn konzeptionell zu füllen und auch mögliche problematische Punkte auszuleuchten. Dieses Ansinnen verfolgt die vorliegende Arbeit.

Um eine Grundlegung des Innovationskonzepts für die Soziale Arbeit vorzunehmen, ist zunächst eine Abgrenzung zu einer strategisch-rhetorischen oder metaphorischen Verwendung des Innovationsbegriffs zu leisten, die vor allen Dingen ein Tätigwerden im Geiste von Modernität, Offenheit und Leistungsfähigkeit signalisiert (Roth 2009: 7) und einer begrifflichen Schärfung wenig zuträglich ist. In einem weiteren Schritt erweist sich die Revision des Begriffs auf deskriptiver Ebene als notwendig. Dabei gilt es zu reflektieren, was für die Soziale Arbeit im Vergleich mit anderen Bereichen der Wissenserzeugung und -verwendung spezifisch und deshalb im Zusammenhang mit Innovation relevant ist. Zu denken ist hier beispielsweise an eine grundlegende Differenz zwischen Geistes- und Naturwissenschaften: Anders als in Wissenschaftszweigen, in welchen wissenschaftliches Wissen zu Entwicklungen unter Patentschutz und zu deren Vermarktung führt, gilt Wissen aus den Geistes- und Sozialwissenschaften als öffentliches Gut, das über Publikationen, Bildungsangebote und Verfahren zurück in Praxis und Gesellschaft gelangt. Für die Soziale Arbeit ist die Ausgangslage nochmals leicht anders, da ihre Praxis nicht an der Erwirtschaftung von Gewinn interessiert ist, sondern sich um wirksame Problembearbeitung ausgerichtet an gesellschaftlichen Zentralwerten bemüht. Forschung und Entwicklung in der Sozialen Arbeit sind unter diesen Voraussetzungen auf öffentliche Gelder angewiesen (Sommerfeld/Kundert 2000). Es braucht für die Soziale Arbeit also ein Innovationsverständnis, das unter anderem dieser Logik der Wissensproduktion angemessen Rechnung trägt.

1.3 Wie Neues in die Welt kommt

Die Thematisierung von Innovation beinhaltet nicht zuletzt die grundlegende Frage nach dem Ursprung und dem Auftreten von Neuem. Die wissenschaftliche Diskussion dazu bewegt sich, vereinfacht ausgedrückt, zwischen den Polen der Erschaffung durch äussere Kräfte in einem bestimmten Augenblick (Kreation) und dem prozesshaften Hervorgehen aus Bestehendem (Evolution). Hinsichtlich des Auftretens von Neuem in einem sozialen Kontext stehen entweder die Persönlichkeit einer kreativen Einzelfigur, deren Einfall die Welt verändert, oder kollektive Formen des Entwickelns im Fokus. Bevor das konkrete Vorhaben dieser Arbeit vorgestellt wird, soll dieses einführende Kapitel mögliche theoretische Zugänge zur Frage nach dem Neuen kurz erörtern¹ und den eigenen Standpunkt dazu klären. Die Auswahl der darzustellenden theoretischen Sichtweisen folgt einem zentralen Kriterium: Angesichts des thematischen Fokus der Arbeit kommen nachfolgend Theorien zum Zug, die Neues, das *durch Menschen* in die Welt kommt, betrachten, ohne sich dabei auf einen bestimmten Lebensbereich zu konzentrieren. Die dargestellten Positionen (Pragmatismus, Materialismus, Systemtheorie) sind damit für eine sozialwissenschaftliche Herangehensweise zumindest anschlussfähig. Auf der Achse zwischen Evolution und Kreation sind die drei theoretischen Ansätze je anders positioniert, und die Bedeutung der menschlichen Schöpfungskraft wird damit je unterschiedlich eingeschätzt.

Neue und neuartige Dinge oder Gedanken sind – und gerade dies macht ihre Neuheit bzw. Neuartigkeit aus – nicht unmittelbar zu benennen oder zu begreifen. Neu ist, was bisher nicht war; und ist eine Bezeichnung dafür gefunden, ist es nicht mehr ganz neu. Die Schwierigkeit,

¹ Theorien zur Entstehung des Neuen greifen auf philosophische oder erkenntnistheoretische Positionen zurück, die hier in einem Detaillierungsgrad zusammengefasst werden, welcher der Anbindung an das Thema Innovation und der sozialwissenschaftlichen Ausrichtung der Arbeit Rechnung trägt. Eine vertiefte Auseinandersetzung mit den philosophischen Grundannahmen oder eine umfassende Darstellung der jeweiligen Theorien würde den Rahmen der vorliegenden Arbeit sprengen. Deshalb wird der Blick darauf gerichtet, wie das Erscheinen des Neuen dargestellt bzw. die Existenz von Neuem erklärt wird.

adäquat über Neues zu sprechen, verdeutlicht, dass es sich um einen Übergang handelt, der für Schwellenbegriffen, wie sie auch ‚Suchen‘ oder ‚Lernen‘ darstellen, schwer zu fassen ist (Sukale 2008: 11f). Im Begriff des Neuen verbinden sich zudem eine ontologische und eine erkenntnistheoretische Dimension: Das Neue ist neben dem, was es noch nicht gab, auch das, was noch nicht bekannt war. Die Dimensionen Sein/Nicht-Sein sowie Wissen/Nicht-Wissen beziehen sich auf die Instanz, die das Prädikat ‚neu‘ verwendet, und auf ihre Relation zu Zeit, Raum und Bewusstsein. Die möglichen Kombinationen der beiden Dimensionen bezeichnet Sukale neben dem Neuen als das Alte, das Erwartete und das Unentdeckte, wie aus der untenstehenden Darstellung ersichtlich wird.

	bekannt	unbekannt
schon da gewesen	Altes	Unentdecktes
(noch) nicht da gewesen	Erwartetes	Neues

Tabelle 1: Dimensionen des Neuen (Sukale 2008: 42)

Über die nachfolgend dargelegten Theorieansätze hinaus ist deshalb mit Rosenmayr auf Weber zu verweisen, der das Neue für unberechenbar und unvorhersehbar hielt, und entsprechend auch die Begriffe zur Bestimmung gesellschaftlich-geschichtlicher Entwicklung nur als temporär gültig betrachtet hat (Rosenmayr 2000: 270). So differiert das Vokabular im Zusammenhang mit Neuem beträchtlich: In den referierten Ansätzen ist von Kontingenz, Kreativität, Evolution oder Revolution die Rede.

1.3.1 Die situative Verankerung des Neuen im amerikanischen Pragmatismus

In Abgrenzung zu einer idealistischen Epistemologie entwickelten die amerikanischen Pragmatisten zu Beginn des 20. Jahrhunderts einen aus-

serordentlich variablen theoretischen Rahmen, um Wissen und Handeln im gesellschaftlichen Kontext zu analysieren (Prus/Puddephatt 2009: 72). Realität wird dabei als kontinuierlicher Konstitutionsprozess verstanden, bei dem den Herausforderungen der physischen und sozialen Umwelt handelnd begegnet wird. Das Hervorbringen von Neuem gilt als Ausdruck der integrativen Funktion psychischer Aktivität, bei der geistige Prozesse zwar zweckbestimmt vollzogen werden, jedoch zugleich in höchstem Masse undeterminiert und plastisch sind (Pape 1994: 22–33). Die entwickelten Lösungen eines Handlungsproblems werden – so die pragmatische Sicht – erst in zweiter Linie im Bewusstsein gespeichert und primär als neue Handlungsweise in ein derart sich wandelndes Repertoire aufgenommen (Joas 1992: 190). Der amerikanische Pragmatismus hebt sich damit wesentlich von einer cartesianischen Denkweise ab, die davon ausgeht, dass Zweifel und Rationalität den Menschen zur Wahrheit führen. Plädiert wird im Pragmatismus amerikanischer Provenienz für die Verankerung des Zweifels und des Erkennens in realen Situationen. Nützlichkeit, Wert und Erfolg werden somit zu Kriterien der Wahrheit. So plädiert Peirce für einen intersubjektiven Wahrheits- und Realitätsbegriff: „The real, then, is that which, sooner or later, information and reasoning would finally result in, and which is therefore independent of the vagaries of me and you. Thus, the very origin of the conception of reality shows that this conception essentially involves the notion of a ‚community‘ without definite limits, and capable of a definite increase of knowledge.“ (Peirce 1934: 311) Die Entstehung des Neuen wird in realen Problemsituationen verankert, die nach Lösungen jenseits von Handlungsgewohnheiten verlangen. „Gelingt es, durch die veränderte Wahrnehmung die Handlung umzuorientieren und damit wieder fortzufahren, dann ist etwas Neues in die Welt gekommen.“ (Joas 1992: 190) Wissen ist in diesem Verständnis kontinuierlich Modifikationen unterworfen und überformt in einem prinzipiell offenen Prozess die physischen Komponenten von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft (Prus/Puddephatt 2009: 73).

Die Grundlage für das Wissen ist das Handeln, und für neues Handeln ist die Denkfähigkeit des Menschen entscheidend: „Das Denken

nimmt seinen Ausgang (...) von einer Situation, die mehrdeutig ist, die Alternativen enthält, ein Dilemma darstellt“ (Dewey 2002: 14) und damit das subjektive Gefühl einer Schwierigkeit auslöst. In Deweys Auffassung setzt das Zusammentreffen von innerem Antrieb und Umwelt bei Menschen einen mit Gärung vergleichbaren Prozess in Gang, dessen Ergebnis über ein Ausdrucksmedium wie der gesprochenen bzw. geschriebenen Sprache oder anderen Formen des Handelns hervortritt. Das Handeln wird dabei so geformt, dass etwas Neues entsteht, das weder auf die Wirklichkeit noch auf die auslösenden Faktoren reduziert werden kann. „Wo Denken stattfindet, fungiert Gegebenes als Zeichen, als Hinweis auf etwas anderes, das noch nicht angetroffen wurde. Ein denkendes Wesen kann daher *auf Basis des Nichtgegebenen und des Künftigen handeln.*“ (ebd.: 17, Hervorhebung im Original) Aufgrund der Tatsache, dass jeder Mensch das Leben aus einer individuellen Perspektive erlebt, sind seine daraus erwachsenden Ideen von denen aller anderen verschieden (Joas 1992: 203). Dies führt zur Kritik, dass Handeln in einer pragmatischen Sichtweise als Anpassungsleistung konzipiert sei. Indessen entspricht es nicht der Auffassung des Pragmatismus, dass Situationen Handlungen als bloße Reaktionen auslösen oder einzig das Terrain für die Exekution von Intentionen bereitstellen. Deweys Position liegt vielmehr zwischen diesen beiden Polen: „Unsere Wahrnehmung der Situation ist vorgeformt in unseren Handlungsfähigkeiten und unseren aktuellen Handlungsdispositionen: Welche Handlung realisiert wird, entscheidet sich dann durch eine reflexive Beziehung auf die in der Situation erlebte Herausforderung.“ (ebd.: 236)

Eine pragmatische Sichtweise auf das Neue bewirkt dessen Normalisierung. Die Stärke des amerikanischen Pragmatismus ist es, die Auslöser für die Entstehung des Neuen zu benennen und spezifisch für menschliches Handeln plausibel zu machen. Weniger deutlich herausgearbeitet wird, wie die inhaltlichen Aspekte des Neuen sich ergeben, ob reale oder simulierte Krisen die einzig möglichen Anknüpfungspunkte für Erkenntnisgewinn und Neues sind, oder ob Neues auch anderweitig absichtsvoll erstrebt werden kann. Neues in einem alltäglichen Kontext zu verorten, verweist für das Erkennen und Bestimmen von Neuartigkeit

darauf, diese weniger im Besonderen und Herausragenden als im Nahe-liegenden zu suchen.

Wie der Pragmatismus ist auch der Materialismus am menschlichen Handeln ausgerichtet. Die weiteren individual- und gesellschaftstheoretischen Überlegungen führen freilich, wie im Anschluss dargelegt wird, zu gänzlich anderen Schlüssen in Bezug auf die Entstehung von Neuem.

1.3.2 Die materialistische Produktion des Neuen

Zentrale Prämisse des Materialismus ist die bestimmende Rolle der Materie gegenüber dem Bewusstsein und ihre Setzung als letztinstanzliche Grösse. Das Bewusstsein gerät dabei zu einer vom Sein bestimmten Kraft, die ihrerseits wiederum schöpferisch und qualitativ verändernd wirkt (Hillmann 2007: 541f). Menschliche Arbeit stellt in einer materialistischen Auffassung eine ausschliesslich gegenständliche (und nicht eine abstrakt geistige) Tätigkeit dar und gilt als Entäusserung menschlichen Willens, Neues in der Welt hervorzubringen. Im Begriff der Produktion wird das handelnd hervorgebrachte Neue somit aufs Engste mit dem materiellen Leben der Menschen verbunden und mit dem schöpferischen Akt schlechthin gleichgesetzt (Joas 1991: 357). Auch Erkenntnis wird auf der Grundlage der praktischen Auseinandersetzung mit der Materie erlangt (Störing 1995: 643). Arendt unterscheidet dabei zwischen der Arbeit, deren Produkt verbraucht wird, und dem Herstellen, dessen Produkt „die Tätigkeit selbst überdauert und zu einem greifbaren, bleibenden Teil der Welt wird“ (Arendt 1996: 164).

Ausgangspunkt der Geschichts- und Gesellschaftsanalyse ist in diesem Verständnis die materielle Produktion, welche die entscheidenden gesellschaftlichen Lebensprozesse widerspiegelt (Fuchs-Heinritz et al. 2007: 418). Entsprechend sollen auch Strukturen des politischen und ideologischen Überbaus, wie beispielsweise des Rechts oder der Moral, aus den Strukturen der materiellen Basis heraus erklärt und entwickelt werden (ebd.: 76). Beim historischen Materialisten Marx wird deshalb

alle Kreativität der Arbeit zugeschrieben und alle gesellschaftlichen Phänomene – einschliesslich der kulturellen – gelten als Resultate des Arbeitens zum Zweck der Überlebenssicherung bzw. des immerwährenden Stoffwechsels zwischen Mensch und Natur. In einer streng materialistischen Denkweise sind demnach im weitesten Sinne existenzielle ökonomische Interessen die Quelle des Neuen. In Abgrenzung zu Marx plädiert Arendt dafür, im Denken die Inspiration zu höchster weltlicher Produktivität zu sehen. Während Erkennen für die Vermittlung von Wissen und für die Ansammlung und Ordnung des Gewussten steht, durchdringen „Gedankengänge das Gesamte der menschlichen Existenz, (...) und dieses Denken hat weder Anfang noch Ende“ (Arendt 1996: 206). Das Denken emanzipiert den Menschen vom Brauchen und Gebrauchen so weit, dass er auch nutzlose Dinge herstellen kann. Das heisst, der Mensch kann über seine Bedürfnisse hinauswachsen. Eine exemplarische Form dafür ist die Revolution. Revolutionäres Denken und Handeln verbindet die Möglichkeit des Neubeginns mit der Idee der Freiheit bzw. der Befreiung: „Nur wo dieses Pathos des Neubeginns vorherrscht und mit Freiheitsvorstellungen verknüpft ist, haben wir das Recht, von Revolution zu sprechen.“ (Arendt 1994: 41)

Auch Castoriadis hat sich auf der Basis eines materialistischen Verständnisses mit individuellem und gesellschaftlichem Handeln auseinandergesetzt (Joas 1992: 170). Im Zentrum seiner eigenen Überlegungen steht die Revolution: Am Modell des revolutionären Handelns arbeitet er die Kreativitätsdimension allen Handelns heraus. Ausgangspunkt ist, dass das menschliche Subjekt durch Reflexivität und Wille charakterisiert ist. Reflexivität ist dabei die Fähigkeit, das eigene Tun zum Objekt zu machen und damit eine innere Entgegensetzung und Infragestellung vorzunehmen. Den Willen setzt Castoriadis mit beschliessendem Tun gleich (Castoriadis 1991: 37f). Allerdings können – und hier wird die materialistische Herkunft des Philosophen deutlich – Reflexivität und Kreativität durch gesellschaftliche und politische Institutionen eingeschränkt und zunichte gemacht oder hingegen durch autonome Strukturen ermöglicht werden. Die Fähigkeit zur psychischen Selbsterweiterung des Menschen steht also in Interdependenz zu gesellschaftlichen Institu-

tionen (ebd.: 50). „Gesellschaft ist das Resultat eines Institutionalierungsprozesses, und dieser hat, weil er aus dem Imaginären, der Fähigkeit zum Sinnentwurf hervorgeht, eine irreduzibel kreative Dimension.“ (Joas 1991: 350) Zentrales Element von Castoriadis' Konzept des Neuen und der Bedingung zur Möglichkeit der Reflexivität ist die Einbildungskraft, die für die Entfunktionalisierung der menschlichen Psyche steht: „Man muss anderes als das, was ist, einbilden können, um wollen zu können; und man muss anderes als das, was ist, wollen, um die Einbildungskraft zu befreien.“ (Castoriadis 1991: 40) Allerdings ist die Vorstellungskraft in qualitativer wie in quantitativer Weise selektiv, indem das jeweils Wahrgenommene bzw. Gedachte eine unendlich viel grössere Masse an Nicht-Wahrgenommenem und Nicht-Gedachtem verdrängt (ebd.: 22). Neues beinhaltet einen selektiven Aspekt, der neben der reinen Ausformung auch eine normative Setzung aufweist. „Einrichtung und Bezeichnung eines identischen Etwas oder Jemand bedeutet immer auch ‚Institution von Norm‘“ (Waldenfels 1991a: 61). Ein zentraler Kritikpunkt an Castoriadis' Konzept bezieht sich auf die Kriterien, nach welchen einzelne Akte der Schöpfung sich aus der unendlichen Fülle von Möglichkeiten herauskristallisieren: „Eine absolute Schöpfung, die nur aus sich selbst schöpft, kann nicht verständlich machen, wieso gerade dieses oder überhaupt etwas geschehen soll.“ (ebd.: 76)

Was lehrt uns der Materialismus also zum Neuen? Es entsteht in einer materialistischen Sichtweise aus einem Interesse heraus, produktiv auf die sozialen Realitäten Einfluss zu nehmen und diese durch grundlegende Veränderungen so zu gestalten, dass wiederum Autonomie realisiert werden kann. Oder mit den Worten von Waldenfels: „Als produktiv verstehe ich ein Handeln, das selber beteiligt ist an der Schaffung der Ordnung, in der es sich bewegt, und an der Formulierung der Fragen, auf die es antwortet.“ (ebd.: 92) Vorausgesetzt wird in einem materialistischen Verständnis der rational agierende Mensch, der seine Existenzbedingungen (re)produziert und zu kollektivem Handeln fähig ist. Die materialistische Position zeigt zudem auf, dass geistige Prozesse, die als neu angesehen werden können, dies nicht allein aufgrund ihrer immanenten Qualitäten sind, sondern ebenso in Abhängigkeit von ihrer histo-

rischen Position (Pape 1994: 42). Historisch entstandene und revolutionierbare Strukturen wiederum definieren den Möglichkeitsraum für Entstehendes.

Während materialistischen Ansätzen nicht zuletzt im Zusammenhang mit den politischen Entwicklungen der letzten Jahrzehnte weniger Bedeutung beigemessen wird, stützt sich ein bedeutender Strang der aktuellen ökonomischen und sozialwissenschaftlichen Diskussion um gesellschaftliche Veränderung auf die Systemtheorie. Wie aus systemtheoretischer Sicht die Entstehung des Neuen dargestellt und erklärt wird, soll deshalb nachfolgend erörtert werden.

1.3.3 Die Evolution in der Systemtheorie

Vor dem Hintergrund ihrer Prämissen (Differenz zwischen System und Umwelt, operational geschlossene Systeme) beschäftigt sich die Systemtheorie auch mit der Entstehung neuer Merkmale in organischen, psychischen oder sozialen Systemen, mit den Mechanismen der Selektion zur Auswahl und Durchsetzung evolutionärer Veränderungen und mit dem Erhalt bzw. der Ausbreitung von Systemen (Röpke 1977: 65). In einem systemtheoretischen Verständnis vollzieht sich Wandel im Zuge der Strukturreproduktion von Systemen. Die prinzipielle Offenheit von Wandel umfasst das Potential, nicht Notwendiges möglich werden zu lassen (Kontingenz). Neues markiert damit im steten Wandel die Brüche in der Strukturreproduktion (John 2002: 13). Veränderung in Systemen stellt sich über Variation, Selektion und Restabilisierung ein: Im autopoietischen Operieren des Systems tritt Variation als Widerspruch zu den Systemerwartungen auf, wenn Umwelteinwirkungen systemintern repräsentiert und bearbeitet werden (Luhmann 1998: 790–793). Die so entstehende Irritation ist ein systemeigener Zustand, der zur Fortsetzung der Autopoiese anregt, aber zunächst offen lässt, ob eine Veränderung der Systemstruktur notwendig ist oder nicht. Es sind im Wesentlichen drei Konstellationen im Evolutionsgeschehen zu identifizieren, die Neues hervorbringen: Nicht vorhersehbare Änderungen der Umwelt (von der

Umwelt präsentierte Probleme), durch Systemmotivation angetriebene Umweltexploration (entdeckte Probleme) und zufälliges Auftreten von Mutationen (Röpke 1977: 79–81). Unter diesen Voraussetzungen entstehen systemimmanente Variationen, deren Selektion und Einbindung nachfolgend zu einem veränderten Strukturaufbau des Systems führen. Variationen werden nach Massgabe ihrer Wiederverwendbarkeit unter anderen, sich vom Ausgangszustand unterscheidenden Bedingungen selektioniert (John 2002: 16). Wird Neues in das strukturdeterminierte System eingebaut, kommt es zu einer erneuten Stabilisierung des Systems. Selbst in dem Fall, in dem Evolution zu keiner Veränderung des Operierens führt, ändert sich der Systemzustand. Denn durch die reine Verfügbarkeit einer Variation erhöht sich die Komplexität, was zwar nicht zwingend Fortschritt bedeutet, aber trotzdem eine Transformation der Möglichkeiten darstellt (ebd.: 17). Aus systemtheoretischer Sicht ist deshalb das Neue eine inhärente Eigenschaft von Systemen. Gewiss liegt in einem systemtheoretischen Verständnis der Begriff der Veränderung jedoch näher als derjenige der Neuheit. Luhmann versteht dies wie folgt: „Neuheit ist jedenfalls Abweichung. Das Erfordernis neu zu sein, destabilisiert mithin den Begriff der Abweichung und damit den Begriff der Regel.“ (Luhmann 1997: 327) Und: „Ein System lebt immer auch von nichtrealisierten Potentialitäten. Es braucht sie als Sinnüberschuss, als Redundanz, als Horizont, gegen den sich die eigene Strukturbildung und das eigene Verhalten als Selektion abzeichnen. Die Erfahrung und die Behauptung, etwas sei neu, markieren daher nur den Entschluss, bisher redundante Möglichkeiten zur Strukturbildung heranzuziehen. Die Etikettierung ‚neu‘ ist mithin ein Moment der Selbstbeschreibung des Systems.“ (Luhmann 1987: 319f)

Welches Fazit ergibt sich aus einer systemtheoretischen Perspektive zur Frage nach dem Neuen? Die Systemtheorie erklärt Neues als systemimmanente Strukturänderung. Das Auftreten von genuin Neuartigem wird in dieser Sichtweise entweder ganz abgelehnt oder nur zögerlich bejaht, denn im Vordergrund steht Veränderung und nicht Neuheit. Letztere ergibt sich einzig über die Unterscheidung durch Beobachtung und keineswegs in der Operation selbst. „Aber auf der Ebene der Opera-

tionen, und das gilt auch für beobachtende Operationen, geschieht, was geschieht. Die Operation des Unterscheidens diskriminiert, sie erzeugt, dadurch dass sie geschieht, eine Differenz; und nur wenn dies Geschehen beobachtet wird (sei es später vom selben System, sei es gleichzeitig oder später von einem anderen), wird die Unterscheidung als Form relevant.“ (Luhmann 1997: 57) Die Hauptkritik an einem systemtheoretischen Zugang – auch im Zusammenhang mit Innovation – bezieht sich deshalb auf die funktionale Analyse, die Relationen mit dem Ziel herstellt, Vorhandenes als zufällig und Verschiedenartiges als vergleichbar zu erfassen (Joas 1992: 310), ohne jedoch kausale Verknüpfungen im Sinne von Ursache und Wirkung herzustellen. Systemtheorie beschreibt zwar Innovation und liefert dadurch heuristische Konzepte, erlaubt jedoch keine Aussagen zu Bedingungen und Implikationen der selektiven Auseinandersetzung mit einer Innovation (Bormann 2010: 122). Beantwortet wird von systemtheoretischer Seite demnach weniger, wie Neues entsteht, als vielmehr, welche Funktion Neues erfüllt.

Den drei vorgestellten Ansätzen ist gemeinsam, dass die Entstehung des Neuen an einen Kontext rückgebunden wird – ob dieser Kontext nun als Systemumwelt, als Herausforderungen der Realität oder als Existenzbedingungen des Menschen gefasst ist. In jedem Fall wird darauf verwiesen, dass die Entstehung von Neuem voraussetzungsvoll ist und darauf basiert, dass etwas bereits Existierendes umgeformt wird, sei dies in einem moderaten Prozess kontinuierlicher Evolution oder in einem durch revolutionäre Brüche gekennzeichneten Verlauf. Implizit vorhanden ist in allen oben referierten Positionen eine Instanz, die das Vorhandensein des Neuen konstatiert. Neues ist also nicht nur hinsichtlich seines Kontextes relativ, sondern auch hinsichtlich des Subjekts, das innerhalb dieses Kontexts eine vergleichende Einschätzung vornimmt. Das Erkennen von Neuem bedingt also erstens eine Relationierung: Neuheit und Neuartigkeit lassen sich nur mit Bezug auf einen gewissen Kontext bestimmen, der historisch, sozial und kulturell definiert ist. Zweitens ist das Neue gebunden an ein Gedächtnis und die Pflege der Tradition als geteilte Erinnerung. „Das Neue ohne Gedächtnis und Geschichte bleibt ein Fall folgenloser Momenthaftigkeit.“ (Assmann 1994: 49) Das Erken-

nen von Neuem und Neuartigem setzt drittens die profunde Kenntnis des Erscheinungskontexts voraus. Erst die entsprechende Expertise ermöglicht eine konsensfähige Bestimmung des Neuen in einem bestimmten Bereich (Maier et al. 2007: 815). Zu explizieren ist viertens der Bezug und die Differenz des Neuen zum bereits Bestehenden sowie die Möglichkeit, dass neben der Reproduktion von Gleichem Neues auftaucht. Wenn überdies die menschliche Kapazität zur Schaffung von Neuem postuliert wird, ist fünftens das Verhältnis von Denken, Wissen und Handeln klärungsbedürftig. Aus den dargestellten Theorien sind also weniger eindeutige Kriterien zur Bestimmung des Neuen abzuleiten als vielmehr Hinweise, die bei der Betrachtung, Beschreibung und Erfassung des Neuen zu beachten sind, wenn sie umfassend und angemessen erfolgen sollen.

1.4 Fragestellungen und Ziele

Im Zusammenhang mit den Innovationskonzept in der Sozialen Arbeit sind gegenwärtig in erster Linie Klärungen theoretischer und empirischer Art notwendig. Es gilt zu prüfen, was Innovation in der Sozialen Arbeit ausmacht bzw. von neuartigen Entwicklungen in anderen Bereichen unterscheidet. Es bedarf erster Ansätze, die aufzeigen, wie das Konzept für die Soziale Arbeit definitorisch zu fassen ist. Und angesichts eines beträchtlichen Forschungsmankos zu Innovation in der Sozialen Arbeit ist im Sinne empirischer Grundlagen zu ermitteln, was Innovation in der Praxis der Sozialen Arbeit für eine Bedeutung hat. Die Intention dieser Arbeit besteht also darin, Wissen zu Innovation zu bündeln und für die Soziale Arbeit zu spezifizieren, sowie weiteres Wissen zu Innovationsprozessen in der Sozialen Arbeit zu erschliessen. In Bezug auf Innovation und Innovationsprozesse in der Sozialen Arbeit soll deshalb den folgenden Fragen nachgegangen werden:

- Was sind die Merkmale von Innovation in der Sozialen Arbeit?
- Wodurch werden Innovationsprozesse in der Sozialen Arbeit ermöglicht und/oder begünstigt?

Ziel der vorliegenden Arbeit ist es, das Innovationskonzept für die Soziale Arbeit theoretisch und empirisch zu fundieren sowie eine Definition von Innovation für die Soziale Arbeit vorzuschlagen. Dies erfolgt in zwei Schritten: Während eine erste begriffliche Klärung es möglich macht, das Feld mit einem theoretisch geschärften Blick zu betrachten, führt die Verbindung von theoretischen und empirischen Erkenntnissen hernach zu weiteren Präzisierungen des Konzepts für die Soziale Arbeit. Die empirische Untersuchung zu Entwicklungsprozessen in der Sozialen Arbeit, erlaubt darüber hinaus Aussagen zu Grundlagen, Verfahren, Einflüssen, Erfolgsaspekten und institutionellen sowie personalen Faktoren im Bedingungsgefüge von Entwicklungen, die von Fachpersonen als Innovationen eingeschätzt werden. Wieweit die Arbeit auch Hinweise zur Gestaltung von Innovationsprozessen in der Sozialen Arbeit hervorbringt, wird sich zeigen. Ein für die Soziale Arbeit geklärtes Innovationskonzept gibt dem fachspezifischen Innovationsdiskurs jedenfalls eine (neue) Basis und ermöglicht dessen kritische Reflexion. Zugleich ist damit die Grundlage für weitere Innovationsforschung und die Konzeption von Innovationsmodellen gelegt.

1.5 Vorgehen

Zur Bearbeitung der im Zentrum des Erkenntnisinteresses stehenden Fragen wird ein Vorgehen gewählt, das die theoretische und empirische Auseinandersetzung mit Innovation verbindet. In einem ersten Schritt werden theoretische Bestimmungsmerkmale von Innovation auf der Basis einer breit angelegten Literaturrecherche hergeleitet, zusammenfassend dargestellt und kritisch diskutiert (Kapitel 2). Eingegangen wird dabei aus gegebenem Anlass auch auf soziale Innovation. Zur Erhellung der Thematik von Innovation in der Sozialen Arbeit wird in weiteren zwei Kapiteln der derzeitige Stand der Forschung und des Diskurses aufgearbeitet. Weil Innovationsforschung für die Soziale Arbeit bisher nicht vorliegt, und in der Innovationsforschung Zugänge zu technologischen und ökonomischen Aspekten von Innovation bzw. zu gewinn-

orientierten Innovationen überwiegen (Fagerberg et al. 2005; Aderhold/John 2005), werden hier empirische Arbeiten aus Bereichen beigezogen, für die Berührungspunkte mit der Sozialen Arbeit bestehen: Aufgearbeitet werden die empirischen Erkenntnisse zu Innovation in Non-Profit-Organisationen, im öffentlich-staatlichen Bereich und im Dienstleistungssektor (Kapitel 3). Anschliessend wird der derzeitige Diskussionsstand zu Innovation in der Sozialen Arbeit zusammengefasst (Kapitel 4). Dies erlaubt, zum Schluss des ersten Teils eine Definition von Innovation in der Sozialen Arbeit vorzuschlagen und Thesen zu Einflussfaktoren auf Innovationsprozesse in diesem Bereich zu formulieren.

Den zweiten Teil der Arbeit bildet die Darstellung einer empirischen Studie zu Innovationsprozessen in der Sozialen Arbeit, die im Jahr 2008 von der Autorin durchgeführt wurde. Sie erfolgte in einem ersten Teil im Auftrag der Förderagentur für Innovation des Bundes KTI (früher Kommission für Technologie und Innovation) und wurde danach erweitert. Die Förderagentur KTI ist Teil des Schweizerischen Bundesamtes für Berufsbildung und Technologie und agiert an der Schnittstelle von Wissenschaft und Wirtschaftsförderung. Die von der KTI in Auftrag gegebene Studie hatte zum Ziel, deren im ökonomischen Kontext verankertes und einer produktorientierten Logik verpflichtetes Innovationskonzept (vgl. Profil unter www.kti.admin.ch) auf andere Disziplinen hin zu öffnen und Aufschluss darüber zu geben, welchen Besonderheiten der Sozialen Arbeit im Gesuchsverfahren Rechnung getragen werden müsste. Für die vorliegende Dissertation wurde zum einen die empirische Datenbasis mit sechs weiteren Experteninterviews erweitert. Zum anderen erfuhr die qualitative Auswertung eine Ergänzung durch zusätzliche vergleichende Analysen. Dieser zweite Teil umfasst die Kapitel 5 und 6: Zunächst wird das methodische Vorgehen zur Erhebung und Auswertung der Daten erläutert und begründet und anhand einer Fallbeschreibung exemplarisch dargestellt (Kapitel 5). Danach erfolgt die ausführliche Darlegung und Erörterung der Ergebnisse aus der inhaltsanalytischen sowie der vergleichenden Analyse (Kapitel 6).

Die theoretisch und empirisch gewonnenen Erkenntnisse werden in Kapitel 7 zusammengefasst und diskutiert. Nachgegangen wird dabei

den zentralen Fragestellungen der Arbeit und den im Weiteren hergeleiteten Thesen, so dass die für die Soziale Arbeit vorgeschlagene Definition von Innovation in einzelnen Punkten Präzisierungen erfährt. Mit den Implikationen, die sich aus den gewonnenen Erkenntnissen für die Soziale Arbeit und für die weitere Innovationsforschung ergeben, schliesst dieser Teil und mit ihm die Arbeit: Im Fokus stehen hierbei die Entwicklungsmöglichkeiten für das Innovationskonzept, dessen Einbettung in die Soziale Arbeit als Disziplin und Profession und der enge Bezug zwischen Innovationen und dem Erkenntnisstand des Fachs.